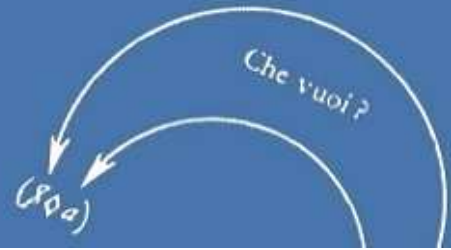


# Che vuoi ?

03 / 2010

Kurier des Lacan Seminars Zürich



## Inhalt

Mitteilungen intern .....	2
Programmatisches zum Wintersemester 2010 .....	2
Wichtig! Diskussion über die Zukunft des Lacan Seminars.....	2
Veranstaltungen.....	3
Seminar mit André Michels.....	3
Die Shoa und der Psychoanalytiker.....	4
Artikel, Texte .....	5
Einleitende Worte zur «table ronde»: Die Lage der Psychoanalyse in verschiedenen Ländern - „Standardisierung und Normierung in Psychoanalyse und Psychotherapie“ .....	5
Études théoriques et cliniques du cognitivo-comportementalisme.....	9
<i>Les troubles de la personnalité</i> : Les chemins qui ont porté au succès de cette notion .....	10
Buchbesprechungen.....	11
Slavoj Žižeks neue Sicht auf den Kapitalismus .....	11
Zupancic jenseits des heutigen Moralisiertens .....	13
Luc Nancy: Blick auf die wahre Demokratie .....	13
Medienschau.....	18
Pädagogik und Hirnforschung: Das Kind als Aktenordner .....	18
Mit Minna in Maloja.....	20
Das Museum Strauhof widmet seine Sommerausstellung dem Thema Träume .....	21
Maman war seine grosse Liebe.....	22
Links.....	24

## Mitteilungen intern

### Programmatisches zum Wintersemester 2010

Demnächst werden wir das Programm für das Wintersemester vorbereiten. Möchten Sie darin einen Kurs, einen Vortrag oder eine andere Veranstaltung ausschreiben, bitten wir um Zusendung Ihrer Angaben bis zum 31. Juli an [widmer.peter@gmail.com](mailto:widmer.peter@gmail.com) oder an [glatt@xway.ch](mailto:glatt@xway.ch). Bitte orientieren Sie sich bei Ihren Angaben an den bisherigen Programmen und beachten Sie bitte, dass der Ankündigungstext inkl. aller Angaben nicht mehr als 1100 Zeichen umfassen darf, Leerstriche miteingerechnet.

Jedes Mitglied des Lacan-Seminars ist berechtigt, einen Kurs auszuschreiben oder einen Vortrag zu planen. Wir freuen uns auf Ihre Beiträge.

Der Vorstand

### Wichtig! Diskussion über die Zukunft des Lacan Seminars

Die Diskussion über die Zukunft des Lacan Seminars, die wir an der vergangenen Mitgliederversammlung geführt haben, wird am Montag, 28. 6. fortgesetzt. In Frage steht, ob das Lacan Seminar nach dem angekündigten Rücktritt des Präsidenten Peter Widmer im Frühjahr 2011 als Verein weiter bestehen bleibt oder nicht. Zur Auffrischung der Erinnerung dient der folgende Ausschnitt aus dem Protokoll der MV:

„Für die Diskussion über die Zukunft des LS hat Peter Widmer eine Übersicht über die zu fallenden Entscheidungen erstellt. Er liest ferner die von Regula Schindler schriftlich eingereichte Vorstellung (Auflösung des Vereins, Überführung in eine Netzwerk-Gruppe, Programm-Ausschuss) vor.

Während einige Mitglieder in Richtung von Regula's Vorschlag votieren, sprechen sich andere, insbesondere auch jüngere Mitglieder für die Weiterführung des Vereins aus. Ginge es quasi virtuell oder fällt das LS ohne realen Verein auseinander? In einigen Voten kommt zum Ausdruck, dass das LS mitunter auch für die berufliche Identität und als Referenz (z.B. für ‚die Fadenspule‘) wichtig ist/ bzw. als Stütze dient und dass man diese Funktion der virtuellen Form nicht zutraut.

Die Frage, welche Aufgaben der Präsident übernehme und warum er so schwierig zu ersetzen sei, führt über zu weiteren Fragen/Gedanken, wie:

- Liessen sich die administrativen/organisatorischen Aufgaben von den inhaltlichen trennen (so dass sich das Essenzielle und Rare unbelastet von bzw. ohne den Widerstand banaler Aufgaben entfalten könnte)?
- Könnten die Aufgaben des Präsidenten durch ein Team übernommen werden bzw. kann sich der Vorstand anders organisieren als in den bisherigen Rollen? Was sind die

rechtlichen Bestimmungen? (ZGB §40-79 Der Vorstand muss statutengemäss bestellt werden.)

- Als Knackpunkt schält sich das Thema Identifikation heraus: Was ist (was *vereint*) das LS ? – ist es eine Identifikationsfigur? - das Programm? ein Text? ...

Die Frage, ob und wie es mit dem LS weitergeht, bleibt offen. Die Forderung, dass der aktuelle Präsident ‚sterben müsse‘, und dass es *dann* weitergehe, - vielleicht nicht ganz so, wie dieser es sich jetzt vorstellt – wenn andere etwas aufgreifen und neu initiieren, bringt diese Offenheit auf den Punkt.

Die Diskussion geht weiter am Montag, 28. Juni, 20:30 Uhr im Lacan Seminar. Alle Mitglieder sind dazu herzlich eingeladen.“

## Veranstaltungen

### Seminar mit André Michels

(Details noch unbekannt)

Samstag, 25. September 2010

### Vortrag: Die Analyse der Uebertragung, - das Agalma der Psychoanalyse

Eugen Teuwsen, Zürich

Die Entdeckung der Uebertragung durch S. Freud war ein Meilenstein in der Geschichte der Psychoanalyse.

Dieser Fortschritt thematisierte erstmals die durch die Analyse hervorgerufenen emotionalen und fantasmatischen Wiederholungen mit neuen Oeffnungen in der gegenseitigen Begegnung von Analysand und Analytiker.

Erst über das Bewusstwerden und durch die Deutung der Uebertragung, welche sich nicht allein auf den rationalen Zugang beschränkt, weil sie erlebt wird, kann wirkliche psychische Arbeit und Veränderung möglich werden.

Die Uebertragung zeigt sich in manigfaltigen Beziehungsmanifestationen ( z.B. Wertschätzung, Anerkennung, Verständnis, Zuneigung, Verführung, Verstrickung, Erwartung, Illusion, Anstrengung, Verlangen, Enttäuschung, Entwertung, Ablehnung, Kränkung , Verletzung, Angst, Verunsicherung ).

Uebertragung wie auch das Begehren und Geniessen in der Uebertragung geschehen unbewusst und insgeheim sowohl beim Analytiker wie beim Analysanden.

Die Deutung der jeweiligen Uebertragung, die ein Begreifen und Auflösen der Uebertragung bewirkt, wird deshalb nicht selbstverständlich gesucht, sondern vermeintlicher Vorteile oder Nachteilen wegen und aus Angst oftmals darin verblieben, womit die Chance, die die Deutung der Uebertragung zur Erkenntnis bietet, verspielt wird.

In der Uebertragung schlägt das Herz der Psychoanalyse, das es zur Heilung und zum Leben braucht.

Wenn Unbewusste miteinander kommunizieren können, dann kann man sich wie in der Liebe auf die Dauer nichts vormachen.

Der Diskurs zur Uebertragung wurde nach ihrer Entdeckung von S. Freud selbst, P. Heimann, J.Lacan, E. Roudinesco, M. Neyraut, M. Safouan u.a. weitergeführt.

Wann: Mittwoch, 15. September 2010, 20:30 Uhr  
 Wo: Lacan-Seminar, Preyergasse 8, 8001 Zürich  
 Kosten: freiwilliger Unkostenbeitrag  
 Kontakt: Eugen Teuwsen, Sillerwies 15, 8053 Zürich  
 Tel. 0443819763 / E-mail: [teuwsen@bluewin.ch](mailto:teuwsen@bluewin.ch)

## Die Shoa und der Psychoanalytiker

Tagung Neues Lacansches Feld Österreich

‘Der Grund des Antisemitismus ist die Position der Juden als Rest, als Überbleibsel.’ (*Jacques Lacan*)

*Bei diesem Seminar wollen wir u.a. folgende Fragen besprechen:*

- Haben die Judenverfolgung und die totalitären Formen der Vergesellschaftung damals und in ihren Folgen bis heute, insbesondere in Österreich, Auswirkungen auf die psychoanalytische Arbeit?
- Die psychoanalytische Arbeit mit Menschen, die die Shoa erlebten, auf beiden Seiten, und deren Kindern und Enkeln, wirft eine Reihe klinischer und theoretischer Fragen auf; so die nach dem Verhältnis von kollektiver und subjektiver Geschichte, von destruktiven Identifizierungen und Ängsten und ihren mannigfaltigen Äußerungen als Wiederholungen in einer anderen Zeit.
- Was bewirkte die Shoa im äußeren und inneren Leben der Nachfolgegeneration der Überlebenden? Wie äußern sich diese Erfahrungen in Psychoanalysen, auch auf Seiten der Psychoanalytiker, die ja ebenfalls Nachfahren dieser Opfer- bzw. Tätergeneration sind?
- Der ‘Anschluss’ Österreichs 1938 führte zum Exodus der Psychoanalyse aus Österreich. Nach 1945 gab es so gut wie keine Rückkehr überlebender Psychoanalytiker. Welche Folgen hat/te das für das Wiederentstehen einer psychoanalytischen Community in Österreich?
- Falls die These der Mitscherlichs von der ‘Unfähigkeit zu trauern’ immer noch zutrifft, was bedeutet dies für einen latenten und z.T. auch ganz offenen Antisemitismus in der österreichischen Gesellschaft? Gibt es eine diesbezügliche politische Verantwortung der Psychoanalytiker?

Ort: Klaviergalerie, A-1070 Wien, Kaiserstrasse 10  
 Zeit: Samstag 9.10.2010, 10:00 bis 19:00 Uhr  
 Kosten: € 60,- (für Studierende € 30,-)  
 Anmeldung und weitere Informationen unter [www.lacanfeld.at](http://www.lacanfeld.at)

## Artikel, Texte

### Einleitende Worte zur «table ronde»: Die Lage der Psychoanalyse in verschiedenen Ländern - „Standardisierung und Normierung in Psychoanalyse und Psychotherapie“

Michael Meyer zum Wischen

Meine sehr geehrten Damen und Herren, liebe Freundinnen und Freunde,

Ende des Jahres 2008 erfuhren wir in der Kölner Freud-Lacan Gruppe *textura* von unseren englischen Freunden in London, dass in Großbritannien eine weitgehende Regulierung und Standardisierung der psychotherapeutischen, wie psychoanalytischen Praxis bevorsteht. So hörten wir, dass zukünftig die analytische Praxis mit Hilfe nationaler Standards reguliert und kontrolliert werden soll, wozu mehr als 450 Einzelregelungen ausgearbeitet wurden.

Zu diesen Bestimmungen gehören Regulierungen, die quasi alle Aspekte des Rahmens, der Interventionen und des Stils festlegen. So geht es zum Beispiel um den Zeitpunkt, an dem eine Intervention erfolgen soll, um Vorschriften zur Äußerung „angemessener Gefühle“ bis hin zur Zielsetzung der Kur. Angesichts der europäischen Dimension der in Großbritannien drohenden Verschärfung der Rahmenbedingungen unserer Arbeit haben wir uns in Köln damals entschlossen, einen Aufruf zur Unterstützung der britischen Kolleginnen und Kollegen zu formulieren. Wir schrieben, dass die zur Debatte stehenden Entwicklungen verkennen, „dass es der Psychoanalyse nicht um das statistisch Normierbare, das schnell Fassbare und Fixierbare geht, sondern um das Einzigartige des Sprechens in der Begegnung von Analysant und Analytiker, die sich dabei auf Spielregeln bezieht, „die ihre Bedeutung aus dem Zusammenhange des Spielplans schöpfen müssen.“ (Sigmund Freud: *Zur Einleitung der Behandlung* (1913), GW VIII, S.454). Der Unterschied zwischen der analytischen Kur und einer normierten und standardisierten Therapie besteht nicht zuletzt in einem je anderen Verhältnis zum Benennbaren. Lacan sagt dazu im zweiten Seminar: „Das Begehren, die zentrale Funktion für jede menschliche Erfahrung, ist Begehren nach nichts Benennbaren. Und es ist dieses Begehren, das gleichzeitig an der Quelle jeglicher Lebendigkeit ist.“<sup>1</sup> Wie also könnte ein solcher lebendiger Prozess wie die analytische Kur domestiziert werden?

Wir haben unseren Appell auf verschiedensten Wegen an die Öffentlichkeit versandt und waren überrascht und erfreut, dass schließlich fast 400 Personen die Resolution unterschrieben. In den folgenden Monaten haben wir über verschiedene Aspekte dessen gesprochen, was der Normierung unserer Arbeit entgegensteht: so zum Beispiel, dass das Kriterium der Übereinstimmung, das in Normierungsprozessen eine große Rolle spielt, für psychoanalytisches Arbeiten nicht gelten kann. Denn dies dreht sich gerade um das, was nicht übereinstimmt, nicht zur Korrespondenz kommt und der Komplementarität entgeht. So kann die Übereinstimmung zwischen Analy-

---

<sup>1</sup> Jacques, Lacan (1991): *Das Seminar, Buch II: Das Ich in der Theorie Freuds und in der Technik der Psychoanalyse* (1954/55). Übersetzung ins Deutsche durch Hans-Joachim Metzger. Quadriga Verlag, Weinheim, Berlin, S.284.

tiker und Analysant sogar Hinweis auf einen Widerstand gegen das Fortschreiten der Analyse sein. Eine Übereinstimmung der Kur mit einem Ideal für ihren Ablauf würde den Analysanten der Möglichkeit berauben, sein eigenes Symptom als singuläre Erfindung auszuarbeiten. Wie sollte man zudem das Auftreten von Fehlleistungen oder unbewusste Inszenierungen regulieren, wie einen Standard für die vielfältigen Verwicklungen der Übertragung finden? Wenn zum Beispiel ein Patient, der sich in analytischer Psychotherapie befindet, im Rahmen einer standardisierten Befragung einer Krankenkasse zur Entwicklung der Therapie angäbe, dass er Abbruchgedanken habe, so kann dies für die Psychoanalyse auf verschiedenes hinweisen und nicht nur darauf, dass diese Arbeit schlecht läuft. Man müsste vor allem die Assoziationen des Patienten zum Wort „Abbruch“ hören, dieses als Signifikant aufnehmen und nicht als Zeichen für einen definierbaren Stand des Prozesses, in dem sich Analysant und Analytiker in der Übertragung befinden. Die Psychoanalyse geht also von einer Kluft aus, nicht von einer Harmonie. Ein neu auftretendes Symptom, das als Störung bezeichnet werden könnte, hat uns etwas zu sagen. Im elften Seminar spricht Lacan von der Diskontinuität, die das Unbewusste und seine Bildungen ausmacht. Das Unbewusste manifestiert sich als „Anecken, Misslingen, Knick“<sup>2</sup>, als Straucheln. Es sind diese Kennzeichen des Unbewussten, die zu den Überraschungen und Erfindungen jeder einzelnen Kur führen, die sich der Standardisierung entziehen. Es geht, wie Lacan mit Bezug auf Theodor Reik unterstrich, um das Überraschende dessen, „was sich in dieser Kluft produziert.“<sup>3</sup> Reglementierung und Standardisierung widersetzen sich als solche der Überraschung und haben für das Scheitern nichts übrig – wobei das Scheitern des Unbewussten, wie der späte Lacan in einer Homophonie anklingen lässt, die Liebe ist.

Diese Überlegungen betreffen auch die zentrale Bedeutung der Übertragung für die analytische Kur. Eine an einer Normalität orientierte Übertragung bestünde darin, sie zum Maßstab der Realitätsanpassung des Patienten zu machen und die Dimension des Realen, eines Jenseits des Sinns, völlig auszuklammern. Dies hieße also, die Übertragung auf die Realität zurückzuführen, „deren Repräsentant der Analytiker ist“ und würde dazu führen, wie es Lacan 1958 formulierte, „das Objekt in der Treibhausluft einer geschlossenen Situation heranreifen zu lassen“.<sup>4</sup> Lacan fragt: „Und was hat die absurde Hymne an die Harmonie des Genitalen mit dem Realen zu tun? Ist es an uns Eros, den schwarzen Gott, umzufrisieren zum Lockenschaf des guten Hirten?“<sup>5</sup> Zu einem solchen droht jedoch der Analytiker zu werden, wenn er die an einer normativen Realität orientierten Irrungen seiner Schäflein zu korrigieren aufgerufen wird. Der beste Hirte wäre dann der, der zu belegen vermag, dass seine Herde genau das blökt, was in der jeweiligen Einzäunung seiner Stallungen als Anzeichen guter Gesundheit gehört und bewertet wird.

In Zusammenarbeit mit Anna-Elisabeth Landis sprachen wir in Köln angesichts der Evaluierungsdebatte über die Herausforderung, nicht einfach in einer defensiven Position zu verharren, sondern selber Qualitätskriterien psychoanalytischer Arbeit zu entwickeln. Es scheint mir wichtig, unsere Kritik an Standardisierung und Reglementierung nicht mit der Notwendigkeit zu ver-

---

<sup>2</sup> Lacan, J. (1996): *Das Seminar, Buch XI: Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse* (1964). Übersetzung ins Deutsche durch Norbert Haas. Quadrige Verlag, Weinheim, Berlin, S.31.

<sup>3</sup> Ibid.

<sup>4</sup> Lacan, J. (1996): *Die Ausrichtung der Kur und die Prinzipien ihrer Macht*. In: *Schriften I*. Übersetzung ins Deutsche von Norbert Haas. Quadrige Verlag, Weinheim, Berlin, S.197.

<sup>5</sup> Ibid..., S.196.

wechseln, darüber zu sprechen, was die Qualität psychoanalytischer Arbeit ausmacht. Dies entspricht dem Freudschen Junktum von Heilen und Forschen.<sup>6</sup>

In einer weiteren Etappe der Vorbereitung dieser Karlsruher Tagung wurde deutlich, dass es auch innerhalb der Psychoanalyse normierende Tendenzen geben kann. Auch die lacansche Theorie und Praxis ist vor solchen Gefahren nicht gefeit. Vor allem scheint mir das Konzept der symbolischen Verankerung des Subjekts durch die Struktur, die Lacan den „Namen-des-Vaters“ nennt, zu ontologisierenden, theologisierenden und naturalisierenden Fehldeutungen Anlass geben zu können, die den Psychoanalytiker zu einem Symbolisierungsbeauftragten machen würden. Eine solche Schiefelage scheint mir nicht nur auf eine ungenaue Lektüre auch des frühen Lacan hinzuweisen, sondern vor allem sein Spätwerk außer Acht zu lassen, das die Äquivalenz der drei Register des Realen, Symbolischen und Imaginären unterstreicht und als Ziel der Kur eine je singuläre Verknotung dieser drei Dimensionen anvisiert. Dazu gehört die Relativierung der symbolisch-väterlichen Dimension, die durchaus auch zu deletären Folgen für das Subjekt führen kann, wenn sie nicht in einer Art Zurückhaltung bleibt. Ich zitiere aus RSI: „Nicht die Normalität ist die herausragende väterliche Tugend, sondern einzig das richtige Milieu, im Moment gesagt, also das richtige Nicht-Gesagte...nichts Schlimmeres als der Vater, der über alles das Gesetz verlauten lässt – vor allem kein Erzieher Vater, eher noch einer, der jenseits einer jeden Machtausübung steht.“<sup>7</sup>

Das Spätwerk Lacans hat seine von Anfang an zentrale Behauptung, dass das Ziel der Analyse nicht in der Identifizierung mit dem Analytiker bestehen könne, weiter ausgearbeitet. Im Seminar „L'Insu...“ geht Lacan soweit, auch das Unbewusste als Referenzpunkt der Identifizierung zurückzuweisen, da dies die Abhängigkeit vom großen Anderen als Ort der Signifikanten perpetuieren würde. Er sagt: „Also worin besteht diese Verortung, die die Analyse darstellt? Wäre es, wäre es nicht, sich zu identifizieren, sich zu identifizieren unter Vorsichtsmaßnahmen, einer Art Distanz, sich zu identifizieren mit seinem Symptom?“<sup>8</sup> Diese 1976 von Lacan eingenommene Position war bereits zuvor in RSI mit einer wichtigen Formulierung vorbereitet worden: „Ich definiere das Symptom durch die Art, wie ein jeder das Unbewusste genießt, insofern das Unbewusste ihn bestimmt.“<sup>9</sup> Am Ende der Analyse kann sich das Subjekt, so es gut geht, mit der Art und Weise identifizieren, wie es das Unbewusste genießt, eines Unbewussten, das ihn zugleich durch die Signifikanten bestimmt. Dies ist ein Prozess, in dem sich für das Subjekt ein Eichmaß, eine Norma, produziert, was jedoch eine Normierung durch den Analytiker ausschließt. Weder der gute Hirte, noch der Erzieher, noch der Gesetzgeber sind also Referenzpunkte des Analytikers.

Gerade das Werk Jacques Lacans macht auf die Gefahr aufmerksam, dass wir unsere Analysanten auf die scheinbar „normale Begierden“ zu orientieren suchen. So schreibt er: „Wer heute den Traum als Instrument für die Analyse verschmäht, hat, wie wir sehen konnten, sicherere und direktere Wege gefunden, den Patienten auf gute Grundsätze zurückzuführen und auf normale Begierden, die den wahren Bedürfnissen Genüge tun. Welchen? Den Bedürfnissen von

---

<sup>6</sup> Freud, S. (1927): *Zur Frage der Laienanalyse*. In: GW XIV, S.293.

<sup>7</sup> Lacan, J. (1974/75): *Das Seminar, Buch XXII: RSI*. Arbeitsmaterialien 2 des Lacan Archiv Bregenz, S.24.

<sup>8</sup> Lacan, J. (1976/77): *Das Seminar, Buch XXIV: L'insu que sait de l'une bévue s'aile à mourre*, Arbeitsmaterialien 4 des Lacan Archivs Bregenz. Übersetzung ins Deutsche durch Max Kleiner, S.2.

<sup>9</sup>Lacan, J. (1974/75): *Das Seminar, Buch XXII: RSI...*, S.37.

jedermann, mein Lieber. Wenn 's das ist, was Dir Angst macht, so vertraue Deinem Analytiker, steig auf den Eiffelturm und sieh, wie herrlich Paris ist.

Schade nur, dass schon einige von der ersten Etage aus über die Brüstung springen, und justament solche, deren Bedürfnisse sämtlich auf das richtige Maß zurückgeführt worden sind. Negative therapeutische Reaktion, nennen wir das. Gott sei Dank geht die Verweigerung nicht bei allen so weit. Das Symptom bricht ganz einfach wieder durch wie wildes Gras: Wiederholungszwang.<sup>10</sup> Aus diesen Worten Lacans hören wir, dass es uns nicht nur um eine Kritik der von gesellschaftlichen Instanzen kommenden Normierungstendenzen gehen kann, sondern um eine ständige Befragung unserer eigenen Arbeit. Nicht so selten stellen sich hartnäckig insistierende Symptome unserer Analysanten oder gar bedrohliche acting-outs als Folgen der Widerstände des Analytikers dar, nicht zuletzt seinen Ideen von Normalität. Die in Kontrollen, Supervision und klinischen Gruppen erfolgende Erforschung der Kur und der Interventionen des Analytikers mit ihren Folgen ist ein besonders wichtiges Moment einer analytischen Qualitätssicherung. Es geht dabei immer wieder um die vom Analytiker ausgehenden Widerstände und Lacan wurde nicht müde zu unterstreichen, dass „der Analytiker Widerstand leistet, wenn er nicht versteht, womit er 's zu tun hat...“<sup>11</sup>

Angesichts der vielfältigen Strebungen der Standardisierung der psychoanalytischen Praxis und den Versuchen, das Ende einer analytischen Arbeit festzulegen, erscheint mir besonders wichtig, gerade dieser Frage weiter nachzugehen. Der Ruf nach Reglementierung wird vielleicht gerade dann lauter, wenn wir selber uns zu wenig über unsere Begriffe, unsere Theorie und die sich daraus ergebenden Konsequenzen im Klaren sind. Das heißt auch, Lacans düsteres Diktum ernst zu nehmen: „Das Abstumpfen der Technik durch fortschreitenden Theorieverlust kennt keine Grenze.“<sup>12</sup> So gibt es wichtige Fragen, die das Ende der Kur betreffen, an denen weiterhin zu arbeiten ist, zum Beispiel was wir unter einer veränderten Libidoökonomie am Ende der Kur verstehen, was es heißt, wie Lacan es im XI. Seminar sagte, „den Trieb zu leben?“<sup>13</sup> Diese Frage ist vermutlich auch für alle regulierenden Instanzen, wo immer sie lokalisiert sein mögen, eine Frage der Angst.

Wir haben im Vorfeld der Tagung eine Sammlung von Fragen erstellt, die wir unseren Gästen vorgelegt haben. Ein jeder wird sich zu den ihm oder ihr besonders wichtigen Aspekten zuerst in einem kurzen Statement äußern. Diese Fragen beziehen sich auf die in den unterschiedlichen Ländern (Deutschland, Frankreich, Großbritannien und Israel) geltenden gesetzlichen Regelungen für Psychoanalyse und Psychotherapie, ihren Einfluss auf die analytische Praxis und darauf, welche Konflikte sie für die Analytiker hervorrufen können. Wir interessierten uns aber auch dafür, welche anderen gesellschaftlichen Normierungsprozesse außerhalb staatlicher Regulierung Einfluss auf die Kur nehmen könnten und wenn ja in welcher Weise. Nicht zuletzt wollten wir gerne wissen, welche Rolle bei diesen Schwierigkeiten den analytischen Assoziationen, Schulen und anderen Gesellungen zukommt und wieweit in ihnen selbst Normierungsprozesse stattfinden.

---

<sup>10</sup> Ibid., S.215.

<sup>11</sup> Jacques, Lacan (1991): *Das Seminar, Buch II: Das Ich in der Theorie Freuds und in der Technik der Psychoanalyse* (1954/55), S.290.

<sup>12</sup>Lacan, J. (1996): *Die Ausrichtung der Kur und die Prinzipien ihrer Macht...*, S.199

<sup>13</sup>Lacan, J. (1996): *Das Seminar, Buch XI: Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse* (1964)..., S.288.



Ich freue mich also nun sehr über das, was wir aus den verschiedenen Ländern hören werden, auf den Austausch untereinander und mit Ihnen, die zu unserer Tagung gekommen sind.

*Michael Meyer zum Wischen, Köln/Paris*

## **Études théoriques et cliniques du cognitivo-comportementalisme**

Responsables : *Jean-louis Chassaing, Thierry Florentin, Jean-pierre Lebrun, Charles Melman*

Nous assistons à une résurgence du biologisme, idéologie qui occupa les esprits scientifiques et populaires de l'Occident durant la première moitié du XXe siècle. Pavlov, Jackson en font partie.

Cette théorie avance que les pensées et les conduites sont déterminées chez l'homme comme chez l'animal par les réactions d'un organisme habité par la mémoire de ses expériences.

Ainsi en psychiatrie, pour expliquer la folie, l'organogénèse - cohérente avec la démarche médicale - s'impose contre la psychogénèse - domaine de la spéculation littéraire, philosophique voire psychanalytique.

Au regret manifesté par Freud de devoir s'exprimer dans le langage de la psychologie, Lacan opposa que la dénaturation de l'organisme par le langage le soumettait aux lois de la topologie.

De toute façon, la psychanalyse interroge le statut de ce qui se proclame "scientifique" et qui s'offre comme le dévoilement de l'ordre même du monde, indépendamment de la subjectivité et de ses fantasmes. Car le critère de la scientificité voulu par K. Popper, soit la réfutabilité de ses thèses, n'empêche pas qu'elles se propagent et s'imposent en pratique comme autant de vérités.

Or les crises que connaissent périodiquement les thèses scientifiques sont précisément liées à leur contestation par le "c'est pas encore ça" venu de la subjectivité.

Si la psychanalyse n'a pas le statut scientifique c'est parce que le "c'est pas encore ça" s'articule chez chacun à partir de déclinaisons différentes sans pouvoir se référer à l'une qui ferait modèle parce que sa formalisation serait belle et bonne, et juste.

À l'opposé on retrouve dans la prétention du cognitivo-comportementalisme d'être "scientifique" la vocation à un impérialisme et à un totalitarisme qui ne se manifeste pas seulement dans le domaine de la santé. Car ses conséquences éthiques et politiques sont connues.

Rappelons pour mémoire - la nôtre est bien courte - que le biologisme fut la référence justificatrice des totalitarismes européens, leurs thèses raciales y compris.

Le désarrimage de l'individu de son rapport singulier à l'ordre interne qui l'habite - Lacan disait que les dix commandements n'étaient rien que les lois de la parole, pas besoin de Révélation - le rend apte en effet aux pires servitudes, de consommations incluses.

Puissent ces journées nous éclairer sur les divers courants des T.C.C. (elles n'ont pas de doctrine puisqu'elles ne se réfèrent qu'à elles-mêmes), du type de transfert qu'elles suscitent, de la réponse qu'elles appellent puisqu'elles font maintenant autorité pour le Ministère de la Santé.

*Charles Melman*

## **Les troubles de la personnalité : Les chemins qui ont porté au succès de cette notion**

### Première possibilité

Sécularisation signifie aussi disparition de la notion de transcendance, ou bien disparition de l'idée que dans ce qui nous entoure il y a de l'autre. Pour le regard contemporain, ce qui est derrière l'apparence de l'objet est du même ordre que l'objet lui-même. Ceci signifie aussi que la paranoïa fait la loi et cesse d'être une catégorie clinique pour devenir description de notre fonctionnement social. Paranoïa et disparition du mystère sont la même chose.

La psychanalyse ne peut renoncer, sans prendre le risque de son anéantissement comme discipline scientifique, à prendre en compte la présence de l'Autre. Au contraire, l'Autre qui insiste à travers l'apparence qu'il assume, est le cœur même de l'invention de la psychanalyse.

La notion de " troubles de la personnalité " désavoue simplement cette dimension. Il n'y a rien d'autre, derrière la description des tableaux d'amateur où sont décrites les diverses contingences qui caractérisent les formes perturbées et parfois perturbantes du comportement humain. Il n'est donc pas surprenant que la notion ait rencontré l'assentiment des professionnels de la santé mentale, qui font de la surdité à la présence de l'Autre les prémisses pour accéder à la procédurabilité et vérifiabilité de leurs interventions.

### Deuxième possibilité

Sécularisation signifie aussi disparition de la notion de transcendance, ou bien disparition de l'idée que dans ce qui nous entoure il y a de l'autre. Les manifestations actuelles de la psychopathologie expriment, de façon évidente, le scénario. Le refoulement, tout comme la négation, le déni et la forclusion semblent, du fait de cette disparition de l'Autre, ne plus trouver lieu: aucun **Heim** qui permette au sujet de se confronter à l'expérience de l'**Unheimlich**. Tout semble advenir dans le registre de l'évidence et renvoie à une nouvelle économie psychique qui semble pouvoir se passer des formes classiques de présence du Nom-du-Père. Voilà ce que sont " les troubles de la personnalité " : la traduction en termes psychopathologiques du mode actuel de la présence de l'inconscient.

Les deux possibles interprétations ne s'excluent pas l'une l'autre. Elles compliquent ainsi le succès de cette notion de " Trouble de la personnalité ", dont il faut rappeler qu'elle constitue à peu près 30% des diagnostics en psychiatrie. Enfin, elle offre en apparence un langage commun aux différents intervenants, alors même qu'elle est souvent inconsistante et peu référée aux cadres théoriques.

C'est de cette complexité que les psychanalystes de l'Association lacanienne internationale entendent débattre à Turin au cours de ces journées.

Interviendront : G. Andreis, M. Bottone, M. De Luca, M. Fiuman  , F. Gambini, C. Landman, J. Marchionni-Eppe, R. Miletto, E. Montorfano, S. Morath, S. Novarese, G. Pena Alfaro, L. Testa.

## Buchbesprechungen

### Slavoj Žižeks neue Sicht auf den Kapitalismus

*Éric Aeschimann: Slavoj Žižek und der Ausweischritt des Kommunismus - Die Affäre Madoff, der chinesische Boom... der slovenische Philosoph wirft einen schrägen Blick auf den Kapitalismus und entdeckt dessen fetischistischen Kern.*

Der slovenische Philosoph und Neo-Kommunist Slavoj Žižek ist allseits wegen seiner Witzchen bekannt, mit denen er seine Vorträge und Bücher krönt. Aber ein wenig sind es inzwischen immer dieselben, endlos taucht dabei der allgemeine Gedanke von der umgekehrten Welt immer wieder auf: dass eine Sache ohne Weiteres in ihr Gegenteil umschlagen kann. Auch in seinem neuen Buch «Après la tragédie, la farce!» greift er die alte Anekdote vom Fetisch (ohne sie, wie wir noch sehen werden, kindisch zu finden!) wieder auf, wonach sich ein Gast überrascht zeigt, als er ein Hufeisen an der Eingangstür des Landhauses des berühmten Physikers findet, der ihm natürlich sagt, dass er keinesfalls abergläubisch sei, aber: «Ich habe mir sagen lassen, dass das trotzdem wirkt, auch wenn man nicht daran glaubt!» So gehe das, nach Meinung von Žižek, auch mit dem Kommunismus: niemand glaubt mehr daran, aber es könnte vielleicht dennoch funktionieren!

Žižek ist von seiner Ausbildung her Lacanianer; sein Doktorvater war Jacques-Alain Miller. Der Glaube ist für ihn der Eckstein des menschlichen Geistes, das allernächste Begehren, das die Wünsche zu Worten werden lässt, ihnen Gestalt und Kraft verleiht. Es ist gerade der Zyniker, der an nichts glaubt, der sich täuscht – wie etwa Henry Kissinger, der sich im Sommer 1991 mit den Putschisten gegen Gorbatschow treffen wollte, und nicht wissen konnte, dass dieser Putsch nach drei Tagen jämmerlich in sich zusammenbrach. «Als die sozialistischen Regime mehr tot als lebendig waren, glaubte dieser Kissinger, einen langfristigen Pakt mit ihm eingehen zu können! [...] Die Zyniker sind die „non-dupes qui errent“; ihnen entgeht der symbolische Effekt der Illusionen. [...] Was ihnen entgeht, ist ihre eigene Naivität.» Diese Art von Umkehrung ist die Illustration eines Ausspruchs von Lacan, der genauso berühmt wie dunkel ist: «le non-dupe erre!» – «le nom-du-père».

Ein Lacanianer als Kommunist? Alain Badiou hat schon diese «Hypothese über den Kommunismus» aufgestellt<sup>14</sup> und Žižek nimmt den Ball nochmals auf, kehrt aber den Sinn um und macht daraus ein leeres Feld: Nach Žižek ist der Kommunismus eine Art Idee vom «Notausstieg», der sich anhand von vier Problemen des heutigen Kapitalismus stellt, sog. «vier Antagonismen»: ökologische Bedrohung, Einbahnstraße des geistigen Eigentums, Genmanipulation und, zuletzt, die Vervielfältigung von Mauern und territorialen Segregierungen. Alle vier werfen die Frage nach dem „gemeinen“, dem „communis“ auf, d.h. nach dem, woraus der Mensch wirklich besteht, was seine «Substanz» ausmacht (Rancière nennt das «le sensible»). Der Kapitalismus neigt demnach dazu, die Substanz zu privatisieren: «Die Wiederbelebung des Begriffs Kommunismus [...] erlaubt es, den „Ausschluss“ als einen Proletarisierungsprozess all jener zu verstehen, die ihrer eigenen Substanz beraubt sind.»

---

<sup>14</sup> Alain Badiou/Slavoj Žižek, *L'Idée du communisme*; ein Sammelband mit Beiträgen von Rancière, Nancy, Negri, Hardt, Vattimo u.a. über eine Tagung vom März 2009 in London; Édition Lignes, 336 S.

Bei Žižek erscheint der Kommunismus als eine Art Dezentralisierung des Blicks, eine «Parallaxe», um den Titel seines letzten Buches aufzugreifen.<sup>15</sup> Eine Art Ausfallschritt, die ihn verschiedene Figuren in anderem Lichte betrachten lässt, deren widersprüchliche Strukturen er dann enthüllen kann. So kann er die Finanzkrise, die Affäre Madoff, das Marketing von Starbucks, den chinesischen Boom oder auch die Erinnerungen an einige ehemaligen amerikanischen Präsidenten kommentieren. Dabei sind die Verkettungen rein assoziativ und zufällig, alles erscheint wie ein Spaziergang durch einen Freizeitpark, der einem nur die einzige Sicherheit bietet, alles sei bloßer Schein.

So kann Žižek schreiben, dass Nixon «der letzte authentisch-tragische US-Präsident war [...]. Ein Schurke, doch ein Schurke als Opfer der Kluft, die seine Ideale und seinen Ehrgeiz von der Realität und seinen wirklichen Taten trennte». Er beschreibt Reagan als einen «post-ödipalen [...], postmodernen [...] Teflon-Präsidenten», von dem man nicht glauben sollte, er «klebe» an seinem Programm und sei jeder Kritik gegenüber unempfänglich gewesen: seine sei Popularität mit jedem seiner Schnitzer gestiegen. Das Modell, für alles verantwortlich zu sein, um nichts mehr verantworten zu müssen, floriere von Bush bis Berlusconi immer mehr.

Ein Wort trifft den Neo-Kapitalismus am besten: Fetischismus. In «Parallaxe» analysierte Žižek den Übergang des Kapital, wo Marx gezeigt hat, wie die Waren den Menschen ersetzen und schließlich untereinander – menschliche! Beziehungen eingehen. Dieser Prozess berührt nun die Ideologien selbst, die immer noch nicht zu ihrem Ende gefunden haben, sondern selbst zu Fetischen geworden sind. Es tauchen nun zwei Verhaltensweisen auf: Einerseits praktiziert man den Fetischismus, ohne daran zu glauben: wie der Liberale, der «permissive Zyniker», der langfristig zum Aussterben verurteilt ist, aber kurzfristig zum politischen Parteifreund geworden ist: für Žižek üben selbst die formalen, fetischisierten Menschenrechte Wirkung auf das Reale aus. Andererseits begeht man umgekehrt denselben Irrtum: man glaubt kritiklos, man verwechselt das Reale mit dem Symbol, das es repräsentiert. Hier haben wir den Fundamentalisten, den Populisten, und auch manchmal den Linksradikalen, und zwar immer dann, wenn sich dieser im Protest ergeht, d.h. sich mit dem Islamisten nach dem Motto «der Feind meines Feindes ist mein Freund» verbündet (ein auf die Freundschaft angewendeter Fetischismus).

«Der gefährlichste Philosoph des Abendlandes» zitiert ihn der Buchumschlag, nach einem Zitat aus der amerikanischen Zeitschrift New Republic. Hier trägt man aus verkaufstechnischen Gründen ein wenig zu dick auf, denn im Grunde ist Žižek ein Moralist – im Sinne eines Chronisten der Sitten der Zeit – und wird deswegen unterschätzt. Moralist ist er zum Beispiel, wenn er der Linken vorwirft, sich «dem Narzissmus als einer verlorenen Sache» hinzugeben, nicht mehr auf ein universales Wunder zu warten – denn das Universale, das ist jeder von uns: «Wir sind das, was wir erwarten!» Das Beispiel: Die Sklaven von Haiti, die sich im Namen derselben Ideale der französischen Revolution gegen die französischen Kolonialherrscher aufgelehnt haben. Das war wieder eine Umkehrung, und sie verweist wiederum auf eine andere, denn, nach Susan Buck-Morse, inspirierte ebendieselbe haitianische Revolte

die Dialektik von Herr und Knecht, den Grundstein der Hegel'schen Philosophie. Hier zeigt sich eine unerwartete Begegnung des deutschen Idealismus und karibischem Postkolonialismus, aus der Žižek am Ende eine Definition ableitet, die in der gegenwärtigen Zeit ein besonderes Echo findet: «“Hegel und Haiti“ [...], das ist die knappste Formel des Kommunismus.»

---

<sup>15</sup> Fayard 2008.

*Slavoj Žižek: Après la tragédie: la farce! ou comment l'histoire se répète, Paris (Flammarion, Bibliothèque des savoirs) 2010, 141 S., 20 Euro*

## **Zupancic jenseits des heutigen Moralisierens**

Die slovenische Philosophin und nahe Bekannte von Žižek, Alenka Zupancic, beschäftigt sich wie er mit dem Diskurs der heutigen Moral auf dem Hintergrund vergangener Metaphysik. In ihrem neusten Buch entziffert sie, wie der aktuelle moralische Diskurs (ethische Gesetze, Obsessionen des Bösen, Verwerfung des Absoluten, Verlangen nach Autorität, Manipulationen mit falschen Dilemmata) das ethisch Gute als Lager unveränderlicher Wahrheiten begreift, die man auf alle Situationen bloß noch anzuwenden braucht. Bei Kant aber, zu dessen Auffassung von der Moral man sich allseits bekennt, ist das ethisch Gut etwas ganz anderes: eine stets von neuem zu erzeugende Haltung, eine endlose Bewegung zum Realen hin, ein unmöglicher und vitaler Trieb – letztlich also ein Äquivalent zu Lacans Begehren. Der Pragmatismus der Liberalen fordert von jedem, niemals sein «Wohlergehen einer bloßen Idee zu opfern», die Gesetze nur für seine eigenen Interessen zu benutzen, niemals das Unmögliche zu wollen, «freiwillig seine Unfreiheit zu wählen». Zupancic gibt hier in einem mit großer Eleganz geschriebenen Buch offen kund, dass die Ethik im Gegenteil dazu ein Experiment der Freiheit ist, der man – wie dem Begehren – nachgehen, aber nie nachgeben muss. É.A.

Aus: Libération Livres vom 21. Januar 2010, S.VII. – Aus dem Französischen von H.-P. Jäck. **Jean-**

## **Luc Nancy: Blick auf die wahre Demokratie**

*Christian Schlüter: Die Freiheit des Menschen ist seine Unbestimmtheit - Jean-Luc Nancy sucht die „Wahrheit der Demokratie“*

In unruhigen Zeiten wie diesen bekommt man es immer wieder mit Tabubrechern zu tun, solchen intellektuellen Dienstleistern also, denen die allgemeine Ratlosigkeit ein willkommener Anlass ist, der Menschheit ganz allgemein mit ihren gefährlichen Gedanken auf die Sprünge zu helfen. In der Regel läuft dies, was die wirklich bedenkenswerten Inhalte angeht, auf bloße Schaumschlägerei hinaus, wie wir zuletzt bei den Herren Sloterdijk und Bolz beobachten durften. Doch wollen wir nicht ungerecht sein: Die Abwesenheit von bedenkenswert-bedenklichen Inhalten ist nicht allein dem Unvermögen der Autoren geschuldet, sondern auch dem beinahe vollständigen Fehlen von Tabus.

Eigentlich ist alles erlaubt. Etwas zugespitzt ließe sich sagen, dass heute nur noch auf zweierlei Weise ein Tabu zu brechen ist: Entweder man kündigt die öffentliche Hinrichtung seines Dackels oder Wellensittichs an, oder man stellt öffentlich die Demokratie in Frage. Was letzteres Tabu angeht, haben in letzter Zeit einige Philosophen die Provokation gesucht, allen voran Alain Badiou, Slavoj Žižek und Toni Negri. Und nun präsentiert uns auch noch der Franzose Jean-Luc Nancy seine Version: „Wahrheit der Demokratie“ heißt sie, ein schmales Buch von gerade mal 102 Seiten.

Während seine Kollegen ganz brachial, wenn auch gut begründet die Demokratie ihrer Bütteldienste für das Kapital wegen abschaffen wollen, geht Nancy etwas behutsamer vor. Ihm ist es

nicht so sehr um die Abschaffung zu tun als vielmehr um das Bestreiten eines zentralen Geltungsanspruches: Die Demokratie „ist nicht eine politische Form unter anderen, im Unterschied dazu, was sie für die Antike war. Sie ist überhaupt keine politische Form, oder sie ist zumindest nicht zuerst eine politische Form“. Damit möchte Nancy allerdings den Ansprüchen nicht nur des Politischen, sondern auch des Religiösen, Ästhetischen, Ökonomischen oder Sziientistischen eine klare Absage erteilen.

Dergleichen Einzeldisziplinen folgen doch nur den Kalkülen der Aneignung und Unterwerfung, nicht zuletzt der Ausbeutung und Stillstellung einer dem Menschen eigenen Unruhe. Demokratie, so Nancy, habe im Unterschied dazu dem Menschen zu dienen, indem sie ihn „als Risiko und Chance ‚seiner selbst‘ einsetzt, als ‚Tänzer über dem Abgrund‘, um es auf paradoxe und absichtlich nietzscheanische Weise zu sagen“. Der Mensch, das nicht festgestellte Tier: Nancys Projekt ließe sich auch als das Paradox beschreiben, aus der negativen Anthropologie eines Helmuth Plessners oder, was beinahe dasselbe ist, aus dem ontologischen, vor allem in „Sein und Zeit“ vorgeführten Sprachspiel eines Martin Heideggers einen normativen Begriff des Politischen gewinnen zu wollen.

In ihrer gegenwärtigen politischen Schwundstufe wäre die Demokratie demnach zu einer Versicherungsagentur für risikoscheue Investoren geworden – mit der ideologisch von der „bürgerlichen Mitte“ vorbereiteten Zumutung, für die Schadenssummen die Allgemeinheit aufkommen zu lassen. Und der Fehler des Systems bestünde darin, den Menschen in seiner Unruhe und Unbestimmtheit nicht sein zu lassen.

*Jean-Luc Nancy: Wahrheit der Demokratie. A. d. Frz. v. Richard Steurer. Passagen Verlag, Wien 2009, 104 Seiten*

Aus: Literatur-Rundschau der Frankfurter Rundschau vom 8. Dezember 2009, S.A10. Elisabeth Roudinesco zur Judenfrage: «Wie man ohne Religion konstruktiv sein kann»

*In ihrem zuletzt erschienenen Buch untersucht Elisabeth Roudinesco erneut die «Judenfrage» und hält ein Plädoyer für ein universales Judentum aus dem Geiste der Aufklärung*

*Interview von Éric Loret*

«Ihr seid Nazis, denn ihr jagt Juden aus ihrer Heimat weg; ihr seid schlimmer als die Araber!» Diese Sätze wurden von Libération im Dezember 2008 zitiert; sie wurden durch fundamentalistische Juden anderen Juden, Soldaten der israelischen Armee Tsahal, entgegen geschleudert – und diese Sätzen bilden den Auftakt des Buchs «*Retour sur la question juive*» von Elisabeth Roudinesco. Und sie entfaltet die Problematik dieser Sätze: über diese verkehrten Beschimpfungen lässt sich der ganze israelisch-palästinensische Konflikt zwischen den Juden und der arabisch-islamischen Welt, aber auch der Konflikt inmitten der Judenheit der Juden selbst darstellen und bestimmen, was Antisemitismus bedeutet und nicht, wer Antisemit ist und wer nicht.

Elisabeth Roudinesco untersucht die Geschichte, die vom christlichen Antisemitismus bis zum Antisemitismus der Aufklärung führt, und dann zum Antisemitismus eines Drumont und dem Paradox des Bruders des Antisemitismus, nämlich dem Zionismus. Sie differenziert genau und sondiert die bisher nicht untersuchte Komplizenschaft der Psychoanalyse, hört die Verleugnung ab, wobei sie gegen Noam Chomsky Stellung nimmt, verteidigt Schriftsteller wie Jacques Derrida oder Jean Genet, die durch die Revisionisten des Antisemitismus bezichtigt werden. Am Ende plädiert sie für ein universelles Judentum, das vom Geist der Aufklärung beseelt ist und stellt dies einem intoleranten Judaismus gegenüber.

*Sie nennen sich eine Jüdin «im Sinne eines Judentums und nicht eines Judaismus», d.h. «eine Materialistin ohne wahre Religion».*

Meine Mutter war von Seiten ihres Vaters her Protestantin und von Seiten der Mutter französische Israelitin aus einer Familie elsässischer Juden mit Namen Weiss. Mein Vater war ein eingelebter, laizistischer und assimilierter Republikaner. er stand auf der Seite von Dreyfus, hatte den Ersten Weltkrieg von 1914 als Freiwilliger mitgemacht. Danach sind sie Gaullisten geworden: mein Vater war politisch rechts, meine Mutter links. Meine Eltern besaßen falsche Geburtsurkunden und ich bin katholisch getauft worden: sie hatten sich gesagt, dass, wenn das wieder begänne... Ich wusste, dass ich jüdisch war und verstand nicht recht, warum ich zum Kommuniionsunterricht gehen musste; doch alles in allem war das für mich eine Kultur wie jede andere. Später verfiel der Liebe zu Italien, der religiösen Kunst...

Als ich 1966 nach Algerien kam – in Begleitung meines Mannes, der Filmregisseur war –, arbeitete ich in der antikolonialistischen Bewegung mit, las Sartre und war eher links. Ich hatte Schüler, die wenig jünger waren als ich und die den Krieg erlebt hatten, die Massaker in den Wilayas. Ich wollte Frantz Fanon (den Psychiater aus Martinique und einen Kämpfer für den Antikolonialismus) aufs Programm setzen, doch die anderen wollten nur die französische Kultur kennen lernen. Dann kam der Sechs-Tage-Krieg und dann wurden die Klassenräume mit Hakenkreuzen beschmiert. Maoistische Kollegen entschuldigten das der Umstände wegen. Für mich gab es da keine Entschuldigung. Ein Hakenkreuz war für mich, in welchem Zusammenhang es auch immer stehen mochte, das Zeichen der Ausrottung der Juden. Deshalb beschloss ich, einen Kurs über den Zweiten Weltkrieg anzubieten. Doch die Studenten fragten mich: «Tun Sie das, weil Sie Jüdin sind?» Ich antwortete: «Ja, aber nicht so, wie Sie denken!» Ich habe ihnen die Geschichte meiner Familie erzählt. Sie selbst feierten Ramadan, waren aber atheistisch. Zwanzig Jahre später wurde ich selbst fast als Antisemitin beschimpft, weil ich mit Janine Chasseguet-Smirgel uneins war, die das Lied der Psychoanalyse als «jüdische Wissenschaft» sang; zudem wollte ich nicht über die Kollaboration einiger Freudianer mit den Nazis schweigen. Nun hieß aber, die Freudianer kritisieren zugleich: Freud kritisieren – und folglich war ich eine Antisemitin.

*Kann die Anklage als Antisemitin manchmal auch eine Art Zensur sein?*

Seit dem Ende des Krieges gibt es zwei Seiten desselben historischen Problems: Die Leugnung, die absolut zu verdammen ist und über die man nicht zu reden braucht. Und der Revisionismus, der 1789 revidieren will. Das sind vor allem Historiker aus der Schule von François Furet. Wenn aber 1793 schon in 1789 steckt und die bolschewistische Revolution schon in 1793, wenn der Nationalsozialismus in Kant und am Ende alle Totalitarismen in 1789 stecken, dann ist auch die Aufklärung antisemitisch und endet mit Auschwitz. Adorno hatte erklärt, dass sich die Aufklärung in ihr Gegenteil verkehren kann, doch die französischen Revisionisten finden den Gulag schon in Marx, ebenso den Antisemitismus, und damit wird alles zusammengeworfen. Doch die Geschichte des Kommunismus ist nicht die Geschichte des Nazismus. Eine wunderbare Idee, die sich zum Schlechten wendet, ist kein bewusst geplanter Irrweg. Im Falle des Kommunismus haben wir es vielmehr mit einer Tragödie zu tun. Aus dieser Sicht kommt die Geschichte des Zionismus der Geschichte des Sozialismus und des Kommunismus recht nahe. Jeder Spruch vom Stile «Zionismus = SS» ist für mich unakzeptabel.

*Ihr Buch hilft, den Unterschied zwischen Antisemitismus, christlichem Antijudaismus und dem Antijudaismus der Aufklärung zu machen...*

Um es kurz und knapp zu sagen: der christliche Antisemitismus dient der Verfolgung, weil er die Juden aus der Gesellschaft eliminieren will. Doch zur selben Zeit und mit denselben Mitteln hat

man auch Häretiker und Ungläubige und andere verfolgt. Der christliche Antisemitismus wollte aber auch zur Konversion aufrufen: ein konvertierter Jude war dann akzeptierbar. Er war nun kein Untermensch mehr, denn seine Seele konnte gerettet werden. Andererseits wissen die Christen, dass das Judentum die ursprüngliche Religion ist, die erste Generation der Eltern. Damit sind die Christen Kinder eines gewissenlosen, infamen Vaters, den es zu töten gilt. In der Goldenen Legende [von Jacques de Voragine, aus dem XIII. Jahrhundert, AdR] wird der ödipale Judas zum Faszinosum.

Der Antisemitismus der Aufklärung steht dazu in vollem Gegensatz. Er ist emanzipatorisch und wendet sich gegen die Religion. Alle drei Monotheismen werden fast auf dieselbe Art und Weise angegriffen. Es galt, außerhalb der Religion einen modernen Staat zu gründen und deswegen durften die Juden nicht auf dem Status der Herabwürdigung verbleiben, zu dem man die verdammt hat; sie durften nicht auf den Beruf des Wucherers beschränkt und aus der Gesellschaft ausgeschlossen werden. Die Juden wollten sich in ganz Europa emanzipieren. Zur selben Zeit – das muss man bedenken! – war die jüdische Religion die einzige Religion, die so etwas Unerhörten erfunden hat wie die Möglichkeit, weiter Jude zu bleiben, selbst wenn man es im streng religiösen Sinn nicht mehr war. Die Emanzipation sollte das Ende des jüdischen Charakters bedeuten, das aber ist unmöglich. Man bleibt immer «dahinter» auch Jude. Die Haskala, das Reformjudentum der Aufklärung, ließ den Gedanken eines neuen Judentums aufkommen. Und von daher lässt sich verstehen, dass der Gedanke an ein Land geboren wurde, denn ein universelles Judentum war nicht möglich.

*Hier entstand auch die theoretische Umkehrung des jüdischen «Selbsthasses»...*

Die theoretischen Grundlagen des jüdischen Selbsthasses waren von Gotthold Ephraim Lessing [einem deutschen Theologen des XVIII. Jahrhunderts, AdR] entwickelt worden. Der Selbsthass besteht im Allgemeinen aus der Tatsache, dass man sich weigerte, mit dem identisch zu sein, den man verfolgt und das Gegenteil dessen sein zu wollen, was man eigentlich zu sein wünscht. So etwas gibt es auch bei Arabern, den Schwarzen und den kolonialisierten Völkern... Doch die Theorie dieses jüdischen Selbsthasses hat man nur eine ganz kurze Zeit, im Wien der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts verfolgt. Bei Karl Kraus und Otto Weininger. Sie war eher der Ausdruck der deutschen Kultur, und nicht der französischen.

Theodor Herzl, der Gründervater des Zionismus, war paradoxerweise ein Freund von Drumont gewesen, dem Verfasser der Bibel aller Antisemiten «La France juive». Sie leitet die Idee des Zionismus ab von der Wiedergeburt des Juden nach dem Vorbild der Arier. Der Zionismus ist zu selben Zeit entstanden wie der Antisemitismus. Die Emanzipation und das Gleichheitsprinzip der Aufklärung wurden in Frage gestellt. Da sie weder im germanischen Raum – wo man seitdem Deutscher und Jude sein konnte –, noch im französischen Raum funktionierte, wo die Dreyfus-Affäre den Fehlschlag der Assimilation auf der Basis des Republikanismus bedeutete, wurde diese Wege als ungangbar denunziert. Zur selben Zeit öffte man auch arische Theorien nach. Da wir Bastarde, Degenerierte, wie man sagte, waren – und Freud hat solche Theorien nie unterstützt, da er sie für ihn reine Phantastereien waren –, müsste man aus der Diaspora zurückkehren. Die ersten Zionisten hatten vor allem die Juden im Osten vor Augen; man hielt diese fest verwurzelt in ihren Traditionen. Doch darin lag auch ein Teil positiver Erkenntnis, den die Rückkehr nach Zion war nichtsdestoweniger auch eine grandiose Utopie. Herzl konnte die Größen der imperialistischen Mächte davon überzeugen, dass es sinnvoll war, ab 1882 eine Heimstätte für die Einwanderung ins Leben zu rufen, die ihre Grundlagen in der Balfour-Erklärung von 1917 fand; nach dem Krieg sollte das dann Israel werden. Diese erste Form des Zionismus stand daher



zugleich in der Tradition der Anti-Aufklärung und der Aufklärung, da sie sozialistisch, laizistisch und antireligiös war.

*Doch dieser Zionismus war nicht so einfach...*

Ja, sicher: dagegen waren besonders die Juden der Diaspora, die kein Land haben wollten, weil sie ihr Judentum intellektuell verkörpert sahen. Doch selbst innerhalb der Zionisten gab es Spaltungen. Die Wahl des Heiligen Landes, d.h. also die Wiege des Volkes, war ungeheuerlich, weil dort schon alle möglichen Völker lebten: Muslime, Christen, Orthodoxe und Juden. Freud hat das schon 1930 ausgedrückt: für ihn war das eine tödliche Gefahr. Unter den ersten Zionisten waren es die Religiösen, die glaubten, dass man ins Heilige Land zurückkehren müsse, weil das der Wille Gottes war. Die spirituellen Gläubigen wollten kein laizistisches Land und auch keinen Staat. Von Beginn an waren sie eher für eine binationale Staatsform. Die extremen Rechten von Jabotinsky wollten einen jüdischen Staat für die Juden gründen.

Herzl selbst wusste das nicht so genau. Er wollte einen Staat für die Juden, aber keinen jüdischen Staat; das konnte er aber nicht so genau definieren. Er war halt ein Utopist. Er wollte ja auch die Schwarzen emanzipieren; von Juristerei verstand er gar nichts. Wenn man aber einen jüdischen Staat gründen wollte, so war das gar nicht möglich, denn die Vorstellung eines jüdischen Staates trug in sich, dass es sich um ein Volk, eine Ethnie, eine Rasse handele, und dann würde man in den Antisemitismus zurück fallen. Man würde dann Drumont folgen, wenn man genau das Gegenteil tat. Das Genie von Ben Gurion war es, meiner Ansicht nach, dass er diesem Staat den Namen «Israel» und eben nicht den eines jüdischen Staates gegeben hat. Denn in Wahrheit ist der Name Israel der Name Jakobs, den dieser beim Kampf mit dem Engel Gottes erhalten hat. Jakob ist der Patriarch aller drei monotheistischen Religionen; beim Kampf mit dem Engel wurde er verletzt; mit ihm aber auch der Engel. So ist er zugleich der Auserwählte Gottes und die Inkarnation aller Menschen. Israel ist so etwas wie der Name des allgemeinen Juden.

*Und was kann Israel jetzt tun?*

Hier handelt es sich um einen demokratischen Staat, das Schicksal seiner Bürger ist allerdings dem Gerichtshof von Rabbinern unterstellt. Laizistisch, religiös und demokratisch – das ist ein unglaublicher Widerspruch in sich. Wenn Sie Israeli sind, dass unterscheidet sich Ihr Schicksal je nachdem, ob Sie Jude oder Nicht-Jude sind, und das gibt es in keiner anderen modernen Demokratie. Claude Klein sagt dazu: «Der Staat Israel ist demokratisch für die Juden und jüdisch für die Araber.» Heute sind wir mit einer extremen Rechten konfrontiert, die aus dem Staat einen jüdischen Staat im Sinne einer Rasse, einer Ethnie und eines rachsüchtigen Gottes machen will. Das scheint mit genau das Gegenteil dessen zu sein, was ein universales Judentum ausmachen würde.

Elisabeth Roudinesco: *Retour sur la question juive*, Paris (Albin Michel) 2009, 280 S.

Aus: *Libération* „Le Mag“ vom 7.-8. November 2009, S.XIV XV. – Aus dem Französischen von H.P. Jäck.

## Medienschau

### Pädagogik und Hirnforschung: Das Kind als Aktenordner

Können Pädagogen von Hirnforschern lernen? Mancher Erziehungswissenschaftler sagt. Nein!  
Von Walter Schmidt

Der Versuch, einer Waschmaschine das Würstchen-Grillen beizubringen, scheitert in aller Regel. Ihre Speicherchips enthalten dafür einfach kein taugliches Programm. Ist der Job des Lehrers ähnlich aussichtslos, wenn er Kindern und Heranwachsenden etwas beibringen will? Ist es dann nicht oft schon viel zu spät? Sind die Schüler-Hirne dann nicht bereits so stark vorgeprägt und Nervenverschaltungen so fest fixiert, dass die Würfel längst gefallen sind? Längst festgelegt ist, ob das einzelne Kind wissbegierig, lernbereit und also ausreichend motiviert ist, Anregungen als Herausforderungen wahrzunehmen?

Lässt sich das Ruder bei ascheinend faulen oder gar verhaltensauffälligen Kindern noch heumreißen? Können Pädagogen von einem freien Willen bei ihren Schülern ausgehen und mit Begriffen wie Schuld und Verantwortung hantieren, wenn doch das Hirn oft schon über das Verhalten entscheidet, bevor es dem Individuum bewusst wird?

Otto Speck, bis zu seinem Ruhestand Professor für Sonderpädagogik an der Ludwig-Maximilians-Universität München, hat sich diesen Fragen in seinem kürzlich erschienenen Buch über „Hirnforschung und Erziehung“ ausführlich gewidmet und ermuntert seine Fachkollegen dazu, sich intensiv mit Hirnforschung zu beschäftigen. „Die Pädagogik hat allen Grund, sich für das Zentralorgan des Menschen, für sein Gehirn, zu interessieren, laufen doch hier die Prozesse ab, die allem Lernen physiologisch zugrunde liegen“, befindet der Münchner Heilpädagoge.

Tröstlich für engagierte Erzieher dürfte sein, dass laut Speck ihr Beitrag zum Reifen eines Menschen durch die Entdeckungen der Hirnforschung nicht kleiner werde. Zwar könnten Erzieher nur noch begrenzt gegen das bei Drei- oder gar Sechsjährigen schon weithin vorgeformte Hirn an erziehen und allenfalls noch einen Teil der angesammelten Entwicklungsmängel beseitigen. Doch seien sie andererseits auch keine Maschinisten, die kleine Denkapparate bloß noch gut ölen müssten.

Für Motivation und Anspruch von Erziehern hält Speck es für keineswegs gleichgültig, ob sie es „mit einem seiner selbst bewussten Kind oder Jugendlichen“ zu tun hätten oder „mit determinierenden chemo-physikalischen Prozessen in seinem Gehirn“ – einem nach festen Vorgaben ablaufenden „Zusammenspiel von Nervenzellen und Molekülen“. Ziel von Pädagogen müsse es bleiben, Kinder zu verantwortlichen Menschen mit moralischem Empfinden heranzubilden – unabhängig davon, ob jemand vollumfänglich schuld an seinem Tun sei.

Zudem sei eine Reihe wichtiger Fragen noch offen. So ist Speck zufolge bis heute nicht verstanden, wie und warum aus physikalisch-chemischen Prozessen die Inhalte des Bewusstseins entstehen. „Der Streit um das Verhältnis von neuronalen und mentalen Prozessen erscheint – jedenfalls gegenwärtig – nicht lösbar“ urteilt der Buchautor. Weder ließen sich beide Phänomene sauber unterscheiden, noch könne man sie gleichsetzen oder gegen- einander austauschen.

Eine der wichtigsten Erkenntnisse der Hirnforschung aus jüngerer Zeit dürfte sein, dass Gehirne in den ersten Lebensjahren zwar entscheidend geprägt werden, aber bis ins hohe Alter – wenn auch in Grenzen – formbar bleiben. „Zum Zeitpunkt der Geburt sind nahezu alle Nervenzellen angelegt, aber noch nicht überall im Gehirn miteinander verbunden“, schreibt Speck.

Ein großer Teil der angelegten Nervenzellen gehe jedoch „unwiederbringlich verloren, wenn diese nicht in Anspruch genommen werden“. Nur etwa ein Drittel der angelegten Nervenverbindungen bleibe erhalten. Damit werde die „große Bedeutung der frühen Entwicklungsanreize deutlich“.

Diese Sichtweise hat sich allgemein durchgesetzt. „Ein Kind ist kein Aktenordner, in den man Blatt für Blatt Wissensinhalte einheften kann, sondern ein Lebewesen, dessen Erleben und Verhalten neurobiologischen Grundregeln unterworfen ist“, sagt etwa der Freiburger Psychiater und Neurowissenschaftler, Professor Joachim Bauer.

Zu den „fatalen Irrtümern unserer Zeit“ gehöre die Ansicht, „das Verhalten von Menschen sei im Wesentlichen bereits durch seine Gene determiniert, weshalb äußere Faktoren nur wenig ausrichten können“. Doch Menschen seien nun mal „keine durch Gene programmierten Selbstläufer, die mit Hilfe eines Autopiloten durchs Leben fahren“. Umwelteinflüsse, also auch Bezugspersonen, wirken erheblich daran mit, welche Gene aktiviert werden. Das Gehirn verwandele „seelische Eindrücke in biologische Signale, es macht – salopp ausgedrückt – aus Psychologie also Biologie.“

Gute Pädagogik tut also sehr wohl not, doch sie sollte stets die Möglichkeiten des jeweiligen Kindes statt seine Schwächen im Auge haben.

„Jedes Kind ist einzigartig und verfügt über einzigartige Potenziale zur Ausbildung eines komplexen, vielfach vernetzten und zeitlebens lernfähigen Gehirns“, urteilt der Neurobiologe Professor Gerald Hüther. Was dem Göttinger Hirnforscher aber eines der größten Anliegen ist: „Wichtiger als alles Wissen über das Gehirn eines Dreijährigen ist es, dass man das Kind mag, und zwar so, wie es ist.“ Sonst könne man es nämlich nicht „einladen, ermutigen und inspirieren, sich als kleiner Weltentdecker auf den Weg zu machen“. Und genau das gelte „auch für jeden Lehrer, der Pubertierende unterrichtet“.

Mindestens ebenso selbstbewusst wie Otto Speck zeigt sich der Erziehungswissenschaftler Volker Ladenthin. „Die Hirnforschung kommt nicht auf neue pädagogische Ideen, so wenig, wie ein Internist, der die Magensäfte und Verdauungsenzyme kennt, neue Speisen erfinden kann“, sagt der Bonner Universitäts-Professor. Was Hirnforscher herausgefunden haben, sei tüchtigen Erziehern schon lange bekannt.

Ein solcher Fall ist die Erkenntnis, dass reale, buchstäblich mit Hand und Fuß und allen Sinnen gemachte Erfahrungen wertvoller sind als mediale, etwa vorm Fernseher oder Computer-Bildschirm gesammelte.

„Bei Kindern, die vornehmlich virtuell, also über Bilder und sonstige Medien die Wirklichkeit kennenlernen, die sich nicht selber, das heißt auch physisch, mit anderen auseinandersetzen, die sich nicht selber in das Ungewisse ihrer Umwelt hineinwagen, und nicht unmittelbar die Folgen ihres Tuns mit allen echten Konsequenzen erleben“, werde das Erfahrene nicht klar oder nur unzureichend im Hirn strukturiert und verankert, befindet Otto Speck. Er leitet daraus die Hoffnung ab, „dass die relativ harten wissenschaftlichen Fakten dazu beitragen könnten, dass mehr Bewegung in die pädagogische Szene kommt“, und zwar trotz der „Schwerbeweglichkeit“ der öffentlichen und staatlichen Erziehungs- und Bildungsszene in Deutschland.

Otto Speck: Hirnforschung und Erziehung. Eine pädagogische Auseinandersetzung mit neurobiologischen Erkenntnissen. 2009, 198 Seiten, Ernst-Reinhardt-Verlag.

Joachim Bauer: Lob der Schule. Sieben Perspektiven für Schüler, Lehrer und Eltern. 2007, 142 Seiten, Hoffmann & Campe

Karl Gebauer, Gerald Hüther (Hg.): Kinder brauchen Wurzeln. Neue Perspektiven für eine gelingende Entwicklung. 2001, 214 Seiten, Walter Verlag

Gerald Hüther: Bedienungsanleitung für ein menschliches Gehirn. 2006, 139 Seiten, Vandenhoeck & Ruprecht

Aus: Frankfurter Rundschau vom 13. Januar 2010, S.22-23.

## Mit Minna in Maloja

25. Juni 2010, Neue Zürcher Zeitung

Der Seelenforscher Sigmund Freud nächtigte 1898 im Hotel «Schweizerhaus» in Maloja. Doch die Frau an seiner Seite war nicht seine Gattin.

Gabrielle Alioth

Es mag am Wind liegen, der, aus dem Bergell aufsteigend, über die niedrige Passhöhe talabwärts anstatt talaufwärts – verkehrt also – ins Engadin hineinweht, dass mancher Besucher in Maloja seinen Wunschträumen zum Greifen nahekommt. So auch Graf Camille de Renesse, der in den 1880er Jahren 140 Hektaren kaufte, um einen Kurort der edelsten Sorte zu bauen. Als einer der ersten Schritte erwarb er die Osteria Vecchia, das alte Hospiz, in dem ein anderer Graf, Felice Orsini, dreissig Jahre zuvor sein Attentat gegen Napoleon III. geplant hatte. Das Vorhaben des italienischen Rebellen scheiterte; das Grand-Hotel des belgischen Financiers erlitt Schiffbruch. Zuvor hatte er aber noch die Osteria im ganz unbündnerischen Chaletstil umgebaut.

Im August 1898 traf ein Paar aus Wien in Maloja ein. Das «Palace» – noch in seiner Blütezeit – erschien allzu mondän, und die beiden stiegen in «einem bescheidenen Schweizer Haus» ab,



dem Hotel «Schweizerhaus», wie die Osteria nun hiess. Der bärtige Herr um die vierzig mit der etwas jüngeren, nicht unattraktiven Dame dürfte wenig Aufsehen erregt haben; er trug sich als «Dr Sigm Freud u Frau» ins Gästebuch ein. Noch war sich die Welt ihres Unbewussten nicht bewusst, und es dauerte über hundert Jahre, bis Franz Maciejewski, ein Berufskollege von Freud, in dem harmlosen Gästebucheintrag einen Schlüssel zum Triebleben des Begründers der Psychoanalyse zu entdecken glaubte. Denn die «Frau Freud», die mit ihrem «Sigi» in Maloja nächtigte, war nicht die ihm angetraute Mar-

tha, sondern deren vier Jahre jüngere Schwester Minna. C. G. Jung will bereits 1907 von Freuds Verhältnis mit seiner Schwägerin gewusst haben; das «Wunschdenken», das sich in dem Gästebucheintrag manifestieren könnte, führte in Analytiker- und anderen Kreisen aber doch zu einiger Erregung und auch zu einer gewissen Häme. Anderen Fachleuten erscheint es weder interessant noch relevant, ob der Meister der Traumdeutung in Maloja für Minna aus seinen langen Unterhosen stieg.

Karoline Wintsch, die das «Schweizerhaus» heute mit ihrem Mann zusammen führt, enthält sich nachsichtig jedes Kommentars über die einstigen Gäste. Allen Winden zum Trotz hat das familien- und hundefreundliche 4-Stern-Hotel es nicht nur verstanden, an seinen Traditionen festzuhalten, dank gezielter Renovationen wird es auch den Ansprüchen seiner heutigen Gäste gerecht. Diese kommen – im Winter wie im Sommer – in erster Line wegen der Natur und nicht wegen der grossen Namen früherer oder gegenwärtiger Touristen. Zimmer 11 (heute 23), in dem Freud damals mit Minna logierte, ist übrigens weitgehend in seinem ursprünglichen Zustand erhalten – und verfügt neben einem Bad über zwei getrennte Schlafzimmer.

Hotel Schweizerhaus [www.schweizerhaus.info/](http://www.schweizerhaus.info/)

## **Das Museum Strauhof widmet seine Sommerausstellung dem Thema Träume**

21. Juni 2010, Neue Zürcher Zeitung

*Mit der Ausstellung «Ein Traum, was sonst?» hat das Museum Strauhof einen Naturlehrpfad entlang schattiger Auen und nebliger Wälder der Literatur angelegt. Botanisiert werden nur die exquisitesten Pflänzchen, das Unkraut hingegen ignoriert.*

Von Urs Steiner

Wenn in der Literatur zu träumen begonnen wird, läuten beim aufmerksamen Leser die Alarmglocken. Hat der Autor Zuflucht genommen zu einem billigen Trick, um seine Geschichte zu retten? Ist er gar in die Kitschfalle getappt? Oder wird hier im Nebulösen gestochert?

So erstaunt es einen dann doch, wie ergiebig das Traummotiv in der Literatur (und in der Kultur überhaupt) ist, wenn man erst einmal damit beginnt, sich mit dem Thema zu beschäftigen. Die Kuratorin Cornelia Meyer hat mit exemplarischen Beispielen aus zweitausend Jahren Kulturgeschichte ein Spiel aus Traumtheorien, Traumtexten und Traumdarstellungen komponiert, das die Besucher des Museums Strauhof in angespannte Trance versetzt.

Dreh- und Angelpunkt der Ausstellung ist mit dem Jahr 1900 die Schwelle zur Moderne. Wissenschaft und Erfindergeist rücken in dieser Epoche den Traum in die Sphäre des rationalen Bewusstseins: Sigmund Freud (1856–1939) publiziert mit seiner «Traumdeutung» einen Meilenstein der Psychoanalyse, die Brüder Lumière (1862–1954 und 1864–1948) entführen das Publikum mit dem Medium Film in technisch hergestellte Traumwelten.

Das gefürchtete Dunkel des Unbewussten wird aus der Sphäre des Okkulten gezerrt und für die Vernunft fruchtbar gemacht. So setzt die Schau im Erdgeschoss des Museums denn auch mit verschiedenen Kojen zu Freud und C. G. Jung (1875–1961) sowie zur Traumfabrik ein.

Dazu gesellen sich Abteilungen zum Surrealismus – zu den Kunst gewordenen Träumen von André Breton (1896 bis 1966) und seinen Mitstreitern, die mit der *Ecriture automatique* die Kunstproduktion ans Unbewusste delegieren. Zahlreiche Exponate, Filmausschnitte und Texttafeln geleiten das Publikum in die verborgensten Winkel des Bewusstseins, wo uns neben Walter Benjamin (1892–1940) auch August Strindberg (1849–1912) mit seinem «Traumspiel» und Arthur Schnitzler (1862–1931) mit der «Traumnovelle» begegnen. Von hier aus flaniert man auf der Zeitachse rückwärts.

Eine Auseinandersetzung mit heutigen Themensträngen, die uns etwa in die Parallelwelt der virtuellen Realität oder in die Fantasy-Träume Hollywoods führen würden, findet bedauerlicherweise nicht statt. Das verleiht der Schau etwas leicht Verstaubtes. Andererseits ist die Selbstbeschränkung angesichts der ausufernden Dimensionen des Themas mehr als verständlich.

Und so treten wir denn ein ins stilisierte Biedermeier-Stübchen der Romantik. Da wird gemesmert und magnetisiert, werden Séancen abgehalten, und empfindsame Damen fallen reihenweise in heilende Trance. Den Soundtrack dazu gibt die Glasharfe, die poetische Grundierung stammt von Dichtern wie Jean Paul (1763–1825), E. T. A. Hoffmann (1776–1822), Heinrich von Kleist (1777–1811) und von Novalis (1772 bis 1801), dem Floristen der blauen Blume.

Johann Heinrich Füssli (1741–1826) führt uns zurück zu William Shakespeare. Die Darstellungen des Zürcher Künstlers von Shakespeares «Midsummer Night's Dream» feiern die arkadisch-sinnliche, erotisch aufgeladene Gegenwelt zum trostlosen Hier und Jetzt, zu unerfüllten Liebeswünschen und chronischen Gebrechen. – Das Mittelalter wird mit Siebenmeilenstiefeln überschritten, und so landen wir bei den Träumen der Antike, deren Orakel göttliche Zeichen des Bevorstehenden bedeuten. In einem anschliessenden Kabinett sind Traumtagebücher von Gottfried Keller über Meret Oppenheim und Heiner Müller bis Hanna Schygulla ausgestellt. Die Dokumente erlauben uns einen intimen Blick ins Unbewusste der Kultur-Promis, bevor im letzten grossen Raum der Bogen zurück in die jüngere Vergangenheit geschlagen wird.

Vorbei an einer Sammlung von Drogen begegnen wir Franz Kafkas (1883–1924) bedauernswertem Gregor Samsa, wie er auf dem Rücken liegend als Käfer mit den Beinchen strampelt. Hier darf sich das Publikum auf Kissen fläzen und an verschiedenen Hörstationen Traumtexten von Literaten wie Thomas Mann, Gottfried Keller oder Ingeborg Bachmann lauschen. An der hintersten Station schliesslich klärt sich auch der Titel der Ausstellung: «Ein Traum, was sonst?» stammt nicht etwa von George Clooney, sondern von Heinrich von Kleist. Bitte ohne Zucker, what else!

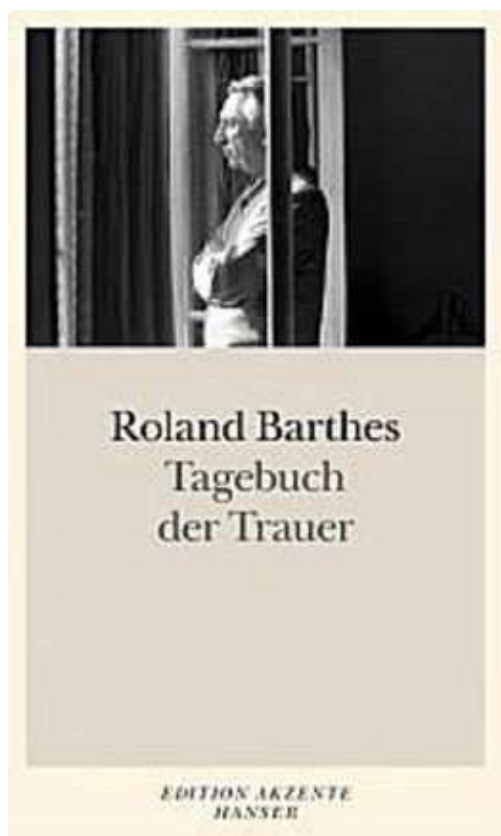
*Zürich, Museum Strauhof, bis 5. September.*

## **Maman war seine grosse Liebe**

Von Guido Kalberer. Tages Anzeiger, 10.04.2010

Der französische Philosoph Roland Barthes hat nach dem Tod seiner geliebten Mutter ein Tagebuch verfasst. Nun liegt das berührende Werk in deutscher Übersetzung vor.

Es sind bloss kleine Zettel: wenig Platz, um das Wesentliche zu sagen, viel Platz, um das Unsagbare zu sagen. Auf ihnen hält Roland Barthes fest, was ihn nach dem Tod seiner Mutter, mit der er über 60 Jahre zusammenwohnte, bewegt. Nur einen Tag nach dem unfassbaren Verlust, am 26. Oktober 1977, setzt das Tagebuch ein. Manchmal steht nur ein Satz auf einer Seite, manchmal formen sich ein paar Gedanken zu einer Idee. Da Henriette Barthes kein Werk hinterlässt, «hängt die Erinnerung an sie ganz von mir ab». So will er erzählen von der unendlichen Güte der Mutter und der Geborgenheit in ihrer Nähe, die der Versicherung durch die Sprache nicht bedurfte. «Wieso Mam. in allem, was ich geschrieben habe, gegenwärtig ist: weil überall die Idee eines höchsten Gutes darin enthalten ist», heisst es am 31. Mai 1978. Seine Skizzen bleiben einem Satz treu, den er bereits ein halbes Jahr vor dem Tod der Mutter verfasste: «Man spricht



nie über die Intelligenz einer Mutter, so als ob das hiesse, ihre Emotionalität zu schmälern, abzuwerten.»

Sein «Tagebuch der Trauer» ist der zum Scheitern verurteilte Versuch, gegen die Sterblichkeit anzuschreiben. Roland Barthes weiss das genau, und diese kompromisslose Illusionslosigkeit nimmt den Leser derart mit, dass er sich als Teil der Trauergemeinde fühlt: Das Lebensende als Skandalon, vor allem für die Zurückgebliebenen. Gerade weil sich das Scheitern am Tod seiner Mutter nicht vermeiden lässt, leiht ihm der grosse Semiologe seine Stimme mit dem Pathos, das diesem Trauma gebührt. «Für mich ist die Trauer unbeweglich, keinem Prozess unterworfen.» Von diesem lähmenden Zustand legt das Tagebuch bewegt Zeugnis ab.

#### *Früher Tod des Vaters*

Die Mutter ist 22, als Roland 1915 zur Welt kommt, der Vater wird ein Jahr später bei der Seeschlacht vor dem Skagerrak getötet. Dieser Schicksalsschlag bindet die beiden noch enger aneinander, als dies ohnehin schon der Fall war. Auch der zweite, unehelich geborene Sohn Michel kann diese symbiotische Einheit nicht gefährden

(da half es auch nichts, dass er nach seiner Verheiratung samt Ehefrau in die kleine Wohnung seiner Mutter und seines Bruders zog). Zeitlebens gab es für Roland Barthes keine auch nur annähernd so wichtige Person wie seine Mutter. Nicht um eine Lebensorganisation trauere er, sondern um eine «Liebes-Beziehung»; daher gelinge es ihm auch nicht, «ein Wesen erotisch zu besetzen».

Lehrte Roland Barthes im Ausland oder fuhr er in die Ferien – Maman war stets dabei. Auch die wechselnden Männerfreundschaften mochten vieles sein, nur eines durften sie in keinem Fall: die Beziehung zu seiner Mutter infrage stellen. So blieb Roland Barthes zeit seines Lebens ein Muttersöhnchen, das seine flüchtigen Affären in den Pariser Parks fand. Dass sich mit dem Tod von Henriette eine existenzielle Krise aufreissen würde, war also abzusehen. Barthes hatte keine andere Waffe als das Wort, und dieses versagte ihm immer wieder den Dienst. Aussetzer begleiteten die Ausnahmesituation, die die Notizen zu umschreiben versuchen.

In der Kürze der Einträge, in den unterbrochenen Gedankengängen liegt auch das, was die Trauer um den Tod eines geliebten Menschen ausmacht. Die Reflexion, das Denken überhaupt, das sich über die Grenzen von Raum und Zeit hinwegzusetzen vermag, kann ein absolutes Ende nicht akzeptieren. ««Nie mehr, nie mehr!» Und doch ist da ein Widerspruch: Dieses «Nie mehr» ist nicht ewig, weil man selbst eines Tages stirbt. «Nie mehr» ist das Wort eines Unsterblichen.» Doch genau das sind wir nicht.

#### *Nähe zu Marcel Proust*

Auch wenn sich der Glaube Barthes als Zufluchtsort verbietet, so stecken seine Notate doch voller Anspielungen auf die christliche Lehre. «In dem Satz «Sie leidet nicht mehr», worauf, auf wen bezieht sich «sie»? Was bedeutet dieses Präsens?», fragt er etwa. Und am 6. Juli 1978 zitiert er Marcel Proust, dessen Mutterfixierung ihm so nahe liegt: «Glauben Sie wirklich, dass es ein Wiedersehen nach dem Tode gibt? Wenn ich dächte, ich würde meine Mutter wiedersehen,

würde ich in dieser Minute sterben.» Und dennoch kommt kein Ungläubiger in diesen Eintragungen zu Wort, es ist eher ein Hoffender: «Wie barbarisch, nicht an Seelen zu glauben – an die Unsterblichkeit der Seelen! was für eine dumme Wahrheit der Materialismus doch ist!» Für den begnadeten Zeichenleser erschöpfte sich die Welt nicht im Sichtbaren, die Zeichen, die die Existenz transzendieren, muss man nur zu lesen verstehen. Doch das Tagebuch will nicht begründen, es will behaupten (die häufigen Ausrufezeichen sind Ausdruck davon) und vor allem erinnern: «Ich denke an die Tage, an denen ich krank war, nicht zur Schule ging und das Glück hatte, morgens mit ihr zusammenzusein.» Schon in seinem Buch «Über mich selbst» (1978) erscheint die Kindheit als eine paradiesische Zeit: «An der Vergangenheit fasziniert mich am meisten meine Kindheit; sie allein gibt mir, wenn ich sie betrachte, nicht das Bedauern über die entschwundene Zeit.» Auch Barthes war auf der Suche nach der verlorenen Zeit.

«Was mich am meisten verblüfft: die Trauer in Schichten», stellt Barthes in den ersten Tagen nach dem Verlust fest. Es ist der ungleichmässige Charakter der Trauer, der ihn erschreckt. Zum Abscheu gegen das Unabänderliche, das der Tod bedeutet, gesellt sich die nicht fassbare Schwankung der Trauer. Der Philosoph, der von der psychoanalytischen Deutung der Trauerarbeit nichts hält, lässt diese widersprüchlichen Gefühle zu, auch wenn er bemerkt, dass er, einem Depressiven nicht unähnlich, immer wieder in ein Loch fällt. Es gibt keinen Fortschritt, solange die Mutter fort ist – für diese Aporie gibt es keine Lösung. Gibt es Worte dafür? «Mein Kummer ist unausdrückbar, aber gleichwohl sagbar: Schon die Tatsache, dass mir die Sprache das Wort «unerträglich» zur Verfügung stellt, bewirkt unmittelbar ein gewisses Ertragen.»

(Tages-Anzeiger)

## Links

Der Vortrag des Psychoanalytikers Peter Widmer zum Thema „Das Konzept des Genießens/der Jissance in Lacans Lehre“ wurde im Oktober 2009 im Rahmen der Reihe „Psychoanalysen“ im Wiener Arbeitskreis für Psychoanalyse gehalten. Er ist unter diesem Link als Audio-Datei herunterzuladen. („Download“ mit rechter Maustaste anklicken und „Ziel speichern unter“ wählen.)

<http://bacchus.univie.ac.at/audiothek/index.php?id=17>